

Kochdruck verboten.

41]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Kas mussen.

Marcel erging es in diesem Falle nicht wie anderen gefunden Männern. Er war mehr den Frauen verwandt.

War dies das Ganze? wiederholte er sich selbst.

Er sah da, zwischen den Händen eine zerfallene Illusion, ein zertrümmertes Ideal.

Seine Liebe war in einer einzigen Nacht verwandelt — und zwar nach einer verzweifelt verkehrten Richtung.

Gestern ein Schmetterling, der sich in Sonnensehnsucht zum Himmel erhob, war sie heute ein Wurm, der unter Trivialitäten im Staube kriecht.

Es war wahr, er hatte eine unwürdige Handlung begangen, aber die Strafe hatte auch nicht auf sich warten lassen.

Sie machte mit einem Schläge sein Leben zu einer großen Torheit.

Sie machte ihn in seinen eigenen Augen lächerlich.

Was er in diesem Augenblick für Sultana empfand, war Mitleid und das Gefühl einer großen Verantwortung, aber keineswegs Liebe.

Noch einmal begannen die Bilder an der Wand, seines Vaters Bilder, aus ihrer boshaften Weisheit heraus zu ihm zu sprechen.

Er witterte — vielleicht in übertriebener Furcht — eine Verbindung zwischen des Vaters Schicksal, das er durchschaut zu haben meinte, und dem Rose, das nun ihm selbst zugefallen zu sein schien.

Zu vorsichtig hatte er sich gefreut, seiner Mutter Sohn zu sein und die Welt zu nehmen wie sie war; sie emporzuheben, wenn man wollte, sich nicht von allem Bösen und Häßlichen einschüchtern zu lassen und prüde abzuwenden, sondern sich jedes Sonnenstrahls zu freuen und mit beiden Füßen fest in die Erde gepflanzt zu stehen.

So wünschte und meinte er zu sein.

Er hatte aufrichtig geglaubt, eine Wirklichkeit zu lieben; aber kaum hielt er sie in den Armen, als der Schleiter fiel.

Das Gold der Träume verwandelte sich in welkes Laub.

Es war der himmelblaue Idealismus gewesen und nichts anderes. Er erkannte dessen Rehrseite und unterlag dessen Fluche. Aber was konnte er tun? Nun erst kannte er sich selbst — und sein Schicksal.

Da sah er voll Trost und begann sich von allem Gewissen frei zu wünschen.

Wo waren die Glücklichen, die skrupellosen Eroberer?

Wäre er der richtige Mann, wie die Männer in alten Zeiten waren — so sprach er zu sich selbst —, so kümmerte er sich den Senker um Abdallah, flüchtete mit Sultana und wurde glücklich, wahrhaft glücklich in ihrer Liebe. —

In diesen Gedanken unterbrach ihn das Öffnen der Auentüre, das ihn um diese frühe Morgenstunde in Verwunderung setzte.

Er trat auf die Terrasse hinaus und sah Pastor Green sich sehr vorsichtig durch den Garten entfernen.

„Guten Morgen, Herr Pastor!“ grüßte er.

Der Pastor sah erschreckt auf, blieb einen Augenblick verlegen stehen und grüßte, ging aber dann, ohne ein Wort zu sagen, weiter.

Marcel lächelte eigenfömmlich. Er war selbst erstaunt, welch geringen Eindruck es auf ihn machte.

Er war im Begriffe, zur Ruhe zu gehen, als es an die Türe klopfte.

Was nun?

Frau Barrière trat ein, so erregt, wie er seine Mutter nie gesehen hatte.

„Ich hörte, daß Du Pastor Green grüßtest. Ich ging herauf, um Dir zu sagen, daß wir bald zu heiraten gedenken.“

„Das wäre vielleicht auch an der Zeit,“ erwiderte er.

Sie überhörte die Anzüglichkeit.

„Aber bist Du denn nicht im Bett gewesen?“

„Ja — gewissermaßen.“

„Was soll das heißen? Wo warst Du? Du siehst aus wie die Sünde selbst.“

„Das wäre abscheulich! Denn die Sünde ist bei weitem nicht so schön, wie viele Menschen glauben.“

Frau Barrière faßte diese Worte anders auf als sie gemeint waren: als eine neue Stichelei. Sie wandte ihm kurz den Rücken, ohne zu antworten, und ging hinab.

26.

Vom ersten Tage an, da Sultana nach Gassa zurückkehrte, bot sie Abdallah einen trohigen Uebermut, den zu dulden er nicht gesonnen war.

Sie nahm indessen seine Liebe mit gutem Humor hin und war nicht zu beugen. Die erste Zeit verfuhr er ja auch recht glimpflich, da er auf Sidi Jathallahs Gnade hoffte.

Als sie selbst zu ahnen begann, daß sie nicht vergebens den Hahn geopfert hatten, wußte sie nicht gleich, was denken, gab sich jedoch ihren heimlichen Hoffnungen hin.

Sie verbarg sorgfältig ihren Zustand und wußte Abdallah schlau zu täuschen.

Als aber sie und Mabruka Gewißheit zu haben meinten, ergriff sie große Angst. Nun hieß es die Verstoßung ohne Verzug erzwingen; denn hatte sie erst ein Kind — und dies Kind —, würde sie dann den Mut finden, es Abdallahs Armen zu überlassen und zu Marcel zu ziehen?

Aber sie kannte ja nun alle verwundbaren Punkte seines Herzens und begann ihn blutig zu reizen.

Die Franzosen rühmte sie mit den stärksten Lobesworten und fragte ihn höhnisch, ob er mit seinem zusammengelaufenen Haufen unwissender Beduinen sich ihren unüberwindlichen Heeren entgegenzustellen beabsichtige.

Als er diese Frage zum ersten Male zu hören bekam, verlängerte sich sein Gesicht merkbar.

Sie wurde immer kühner und ging so weit, seine Marabuwürde, die ja sein Ehrgeiz war, in Zweifel zu ziehen. Jedemfalls sei er nicht genug Marabu, um sich einen Sohn schaffen zu können, meinte sie.

Eines Abends bekam sie viele Schläge. Da hatte sie sich erdreistet, eine Lobrede auf Marcel zu halten. Aber noch während er sie schlug, fuhr sie darin fort.

Trotz alledem verstieß er sie nicht; er hoffte noch immer.

Da begann sie unter den Beduinenweibern, die ihre Hilfe suchten, allerlei Verleumdungen auszustreuen, und sprach vor den vier Alten aus der Bäuid in herabflegendem Tone von ihrem Manne.

Eines Vormittags, als er mit seinen Einkäufen von der Stadt heimkehrte, kam es endlich zum Ausbruch.

Er hatte erfahren, daß Sultana unter vielem anderen das Gerücht verbreitete, daß er sie fremde Marabus aufsuchen hiesse, weil er selbst nicht in Allahs Gnade stehe und keinen Sohn bekommen könne.

Er nahm sie zu sich in die Schlafkammer. Sie gestand alles und dachte: diesmal verstoßt er mich. Aber Abdallah tat es nicht.

Mit weißem Gesicht und zusammengebissenen Zähnen ging er fort, ohne ein Wort zu sagen.

Als er wieder heimkam, hatte er einen Stecken von einer jungen Rubinie abgeschnitten, die, wie man weiß, mit großen scharfen Dornen besetzt ist.

Es wurde schwarz vor Sultanas Augen, als sie dies Marterwerkzeug in seiner fehnigen Hand sah. Aber sie beugte sich nicht, bat nicht um Gnade, selbst nicht, als sie hilflos, vor Schmerz schreiend, auf seinen Knien lag.

Als er sie aber fahren ließ und sie ihren blutigen Körper wie ein durchhauener Wurm auf der Erde krümmte, während die Schläge weiter auf sie niederhagelten, da ging es ihr auf, daß er ihr eher die Seele aus dem Körper prügeln als sie verstoßen würde, und sie stöhnte zwischen zwei Schreien die verhängnisvollen Worte hervor: „Ich bin schwanger!“

Der Stock entfiel Abdallahs Hand, und er war im selben Augenblick ein anderer.

Er trug sie auf das Bett, entkleidete sie und wusch ihre Wunden. Tränen standen in seinen Augen, und er war nicht weit davon, sie um Verzeihung zu bitten.

Sultana aber, eine Beute der tiefsten Verzweiflung, haßte

ihn fast mehr seiner freundlichen Sorgfalt als seiner Mißhandlung wegen.

Als er fort war, kam Mabruka herein, in Tränen gebadet, von Leiden vernichtet. „Willst Du, daß ich ihn töte? Ich kenne einen Witz, der stärker ist als der stärkste Marabu.“ Sultana überlegte.

„Nein, Mabruka — noch nicht!“ war die Antwort.

In der folgenden Zeit wiederholte Sultana ihre Angriffe, merkte aber bald, daß diese an seiner selig ruhigen Ueberlegenheit vollständig abprallten.

Er gab gnädig ihrem Zustande die Schuld an ihrer merkwürdigen Aufführung und ließ sich alles mit Freuden bieten.

Was bedeutete wohl eine Naseweisheit, die überdies keine Beugen hatte, gegen die sichere Gewähr, daß der Stern des Glücks nun über seinem Hause funkelte und ihm Nachkommenschaft verhieß! Besserte sie sich nicht, so blieb ja später immer noch Zeit, ihren Troß zu beugen.

Diesem unerquicklichen Wohlwollen gegenüber scheiterten Sultanas Pläne.

Sie legte die Waffen nieder. Wohin sollte der Kampf noch führen? Sie konnte sich selbst sagen, daß er sie jetzt nicht von sich lassen würde. —

Zu Beginn des Januar, fast sechs Wochen ehe das Ereignis zu erwarten stand, wurde Sultana unwohl.

Abdallah war bei einem Grammes, als man, wie er es längst streng aufgetragen hatte, Eilboten nach ihm sandte.

Ehe er sein Haus erreichte, waren die stärksten Wehen vorüber, aber die Austreibung hatte eben erst begonnen, so daß er bei der Geburt selbst zugegen war.

Er schluchzte wie ein Kind, als er sah, daß Leben in dem Kleinen sei. Und als die Hebamme ihm das Kind hinreichte und er sah, daß es ein wohlgebildeter Knabe von fast normaler Größe war, kniete er bei dem Bette nieder und küßte segnend Sultanas Hände.

Sie war in dieser Stunde nicht unzufrieden mit seiner Gegenwart. Seine Nähe beruhigte sie: denn sie konnte trotz allem das Gefühl nicht abweisen, daß er ein heiliger Marabu sei, der die Macht habe, sie zu beschützen.

Sie ließ ihn ihre Hand zwischen den seinen behalten, bis die Nachgeburt kam und alles vorüber war.

„Seine Haut ist sehr weich.“

„Ist seine Haut sehr weich?“ wiederholte Sultana mit einem glücklichen Lächeln. „Das hat er wohl vor meiner Großmutter, die Türkin und von sehr weißer Hautfarbe war.“

„Eine solch weiße Haut bringt Glück,“ sagte Abdallah, „so Gott will.“

Es zeigte sich, daß Sultana keine Milch hatte, wenigstens nicht gleich. Das machte ihr keinen Kummer. Er entthob sie der ermüdenden Klaverei, ein Kind zwei volle Jahre zu säugen, so wie der Brauch und Korans Wort es vorschrieben.

Man mußte über Hals und Kopf eine Amme suchen: denn das Kind schrie sich rot und blau.

(Fortsetzung folgt.)

Schwalben-Ausflug. *)

Von Franz Held.

Die alte Bäuerin schien unbeweglich; nur manchmal fiel ihr der greise Kopf auf die platte Brust. Sie saß, in ihrem faltenreichen, wulstigen Kleide zusammengesunken, wie ein Sack auf der niedern Holzbank vor ihrem Anwesen. Die Bank stand an der sonnenweißen Mauer, dicht neben dem ehrwürdigen Tor. Das Tor war sehr breit, hatte eine oben spitz zulaufende Umrahmung aus grauem Granit, und über diesem Rahmen war das verwitterte Steinwappen eingelassen.

Denn das Haus hatte ein hohes Alter, ein viel, viel höheres noch als die mumienhafte Bäuerin. Es war in verschollenen Zeiten Sitz eines Tiroler Adelsgeschlechtes gewesen. Darauf deuteten noch die kleinen fast platten Gebäudemäuer der Türmchen, die sich an allen vier Ecken des massiven Baus über die hellbraune, schräge Schindelfläche des Daches erhoben, und auch die wie Festungsbastionen biden Mauern.

Die Festungsmauer freilich, die zu den Schnapphahnzeiten die kleine Burg umgab, hatten fleißige Pflügerhände längst weggeräumt. Auf dem so gewonnenen Platz wurde ein Bärtchen angelegt, wo über strohenle Salatbeete und rosarote Rohnrabbaten

*) Wir entnehmen diese bisher nicht veröffentlichte Arbeit den „Ausgewählten Werken“ von Franz Held, die E. Krowitz (eben im Verlag von E. Fromm, Berlin, herausgegeben hat.

hin die Bienen aus dem buntbesetzten Bienenstock summten und glitzernde Falter sich tummelten, bald auf einer Lebkühe oder Bilie der blütenprangenden Beetumrahmung rastend, bald in den würzigen Duft einer Nette verflochten.

Die Bäuerin erhob sich jetzt mühsam und ging schwerfällig durch den kühlen, hochüberwölbten Vorraum in die halbdunkle Küche, das Mus für die Vesper aufzusehen. Auf der Schwelle der rauchgeschwärtzten Küchentür drehte sie sich um und sah aus greisen Augen prüfend nach dem Schwalbenneß hin aus.

Das war an der rechten Haustürhälfte, die immer geschlossen blieb, hoch oben angeklebt. Die Schwalben hatten mit völliger Ignorierung des naturgemäßen Zweckes eines Torflügels ihr Heim gerade in den Winkel geklatscht, den er mit dem Pfand bildete. Wenn der schwere Flügel einmal geöffnet werden würde, so mußte er das Nest wie eine Flaumfeder wegfehen.

Aber niemand dachte daran, ihn zu öffnen. Selbst umfangreiche Gegenstände zwängte man mit vieler Mühe durch die linke, offene Hälfte des Tores — um das Nest zu schonen. Denn der Bauer liebt die lustigen, glückbringenden Schwalben, die ihm das schädliche Gewürm von den Feldern weglesen.

Zwei weiße, hellbraun getupfte Eierchen hatte das Schwalben-ehepaar vor einer Woche aus dem Nest geworfen. Entweder, weil sie sich als unausbrütbar erwiesen, oder weil der ehelichen Erfahrung nach in dem engen Nest nur für eine beschränkte Zahl von Nachkommen Raum war.

Die Alte stieg von einem Stuhl auf einen hohen Kasten und sah ins Nest. In der zusammengepappten graugelblichen Mulde regten und rüttelten sich jetzt vier piepende Federkümppchen mit gelbgeränderten Rücken, die im Vergleich zu den winzigen, weißbesaumten Leiberchen riesenhaft waren. Die platten Köpfe saßen grau und ruazlig aus, wie Drachenhäupter. Sie waren grauenhaft häßlich. Das war kein Wunder. Denn ihre Eltern, obgleich sie höchst graziose Körper hatten mit feinglänzenden dunkelblauen Gewändern, braunsamtnen Westen, weißen Schlippen und schwarzen Kappen, besaßen doch auch, wenn man sie näher besah, breite, plumpe Eulengesichter, mit einem kleinen, unerschämt spitzigen Schnabel.

„Sell (sie) san immerzu rühriger,“ sagte die musternde Alte in den Herddampf hinein. „Sollst nur schnauz'n, Nanni — sell flieg'n bis Johanni aus!“

Johanni war in etwa zwei Wochen. Die Alte interessierte sich sehr für das Gedeihen der Schwalbenbrut. Hatte sie doch sechzehn Kinder gehabt — und die waren ihr, bis auf vier, alle früh weggestorben.

Es lag dabei ein Erstaunen im Ausdruck ihrer knöchernen Fingerringe und in den Endrunzeln der aufeinander gepappten blutlosen Lippen — tiefes Erstaunen, daß noch etwas in dieser alten Welt zunehmen, sich entwickeln konnte und nun gar aufsteigen wollte ins Freie, Lachende, Zukunftsfrönige.

Was war das von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang für eine Geschäftigkeit um das Nest herum, jauchend oder klammernd mit Flügelgeschlatter! Die sorglichen Schwalbeneltern schossen unablässig in den Siemkranz des Tores hinein und wieder hinaus, stets fieberhaft eilig, wie Adjutanten, die mit Meldungen oder Orders hin und her ins Hauptquartier oder zu den Truppen jagen. Neben der Verpflegung ihrer Kleinen versahen sie gleichzeitig um dieselben herum einen förmlichen Sicherheitsdienst. Sie waren mißtrauisch wie Geheimpolizisten und entwickelten vermeintlichen Gefährdungen ihres Nachwuchses gegenüber einen wahren Löwenmut. Selbst den steinernen Doggenkopf, der im Wappen über dem Tor seine Zunge herausstreckte — selbst ihn hatten sie im Verdacht, ihre vielgeliebten Kleinen Scheusalbe aufzressen zu wollen. Und sie warfen ihm jedesmal, wenn sie unter ihm wegjähnelten, einen pfeifenden Drohschrei zu.

Und nicht nur, daß sie den Hausbewohnern mit schrillum Geschrei an den Köpfen vorbei pfeiften. Sie bedrohten alles und jedes Bewegliche auf dem Vorplatz, in der Innenhalle: den aufgeredeten Godelbahn, den alten, geschedten, idnerfälligen Dachshund des Jägers, der ab und zu auf Besuch kam, die tockelnden Schweine, die Prozeßion der Gänse, die blöden Kälber. Ja, selbst auf die beiden klitzekleinen schwarzen Raben schossen sie ganz adlermäßig nieder, so daß die sich unmäßig vor ihnen fürchteten und mit kläglich wimmerndem „Miau“ auf den Holzstoß sprangen. Wenn sich aber gar der große Pfau auf die Querstange über die Bank schwang, dann meinten sie, der Geier sei da — und schwirrten dem unheimlichen Gast dicht an seiner blaumetallenen Kehle vorbei, mit gellendem Angekreisch, daß er ganz verduht den elastischen Hals zuden ließ und seinen kläglich Welschruf hervorheulte.

Darüber vergahen sie aber ihres Pfllegeamtes keineswegs. Abwechselnd drückte Schwalbenvater oder Schwalbenmutter die weiße Beite gegen das gelbliche Nest und spreizte den innen schwarz- und weißstreifigen Schwanz ab. Sie wurden von den kleinen Ungetümern mit einem wahren Höllenlorgert der Begehrlichkeit empfangen. Im Nu war die Atmung verschlungen — und noch im selben Nu war das unermüdliche Flidelpaar auch schon wieder draußen, einem neuen Witten nachjagend durch das sonnige Lustmeer.

Bei so reichlicher Kost gingen die Jungen schnell vorwärts. Aus den weichen Flaummäulern wanden sich vogelartige Wesen heraus, ihre gelben Schwänze wurden Schnäbel, schließlich fast zierliche Schnäbel — und die sprossenden Flidgelchen waren nun gar rein zum Aufzressen! Man konnte sie von unten gut sehen, diese

Miniaturfittige. Denn die Schwälbchen wurden je älter, desto ungezogener und reckten jetzt manchmal die schwarzen Häse siegfriedgleich in die Höhe; mit den Schulterlappchen schlugen sie dabei kühn und rücksichtslos um sich — was natürlich unter ihnen selbst zu den ärgsten Kollisionen führte. Hier und da warf sich auch eins vollständig herum, den Kopf der Wand zugekehrt, den kleinen Sturz aus dem Nest heraus ins Freie gestreut — um durch Befähigung des Keimlichkeitssinnes seine gute Erziehung zu beweisen.

Und endlich, endlich brach er an, der große Tag!

Eines Morgens, als der Sonnenschein gar zu berführerisch durch die Lorröffnung flutete und auf der Quaderpflasterung der Vorhalle weißschimmernde Lichtkränze tanzen ließ — schlangen sich die Kleinen zappelnd aus dem Nest heraus. Aber noch nicht ins Freie — o noch lange nicht! Sie wagten sich nur quer durch die Vorhalle bis auf den Rand eines rahmenlosen Gemäldes, das stark gebräunt von der weißgetünchten Wand abfiel. Es stammte wohl noch aus der Blauzeit des Gebäudes im 17. Jahrhundert. Sein Sujet war auf den ersten Blick kaum unterscheidlich. Aber wenn man genauer zusah, erkannte man in der dunkeln Farbkruste die runden Formen eines lodenumwallten Kindergeichts, eines gar süßen Schnecks.

Wo war er hingegangen, der Edelknaube, der einst dies Geschloße seiner Väter geerbt — den man einst aus dem Tor dort hinausgetragen hatte zum Friedhof?!

Einst! Eine Hoffnungsknospe von einst — —

Auf dem Bildrand sahen jetzt die Schwälbchen vier Mann hoch. Aber da sahen sie nun auch fest. Wie der bekannte Greis auf dem Dache. Denn sie waren viel zu feig, als daß sie sich noch einmal in den (für sie!) bodenlosen Abgrund der Vorhalle hinausgewagt hätten, den sie im ersten, übermächtigen Antriebe der Lebensneugier angstgepeitscht überschritten hätten — sie wußten selbst nicht wie. Die Mama mußte immer noch kommen — sie riefen jämmerlich nach ihr. Und sie klammerte sich in ihrem dunkelstahlblauen Reitkleid an das braune Bild an und fütterte sie und tröstete sie zwitternd über das allerdings Ungewöhnliche ihrer neuen Situation.

Eines aber war unter ihnen, das hatte sich von jeher durch heldenhaftesten Appetit vor den anderen ausgezeichnet. „Appetit oblige!“ (Appetit verpflichtet) dachte es wohl — — und wagte als erstes den kleinen Weg vom Bilde zu einem der beiden großen Eisenringe, die von der Kuppel des Gewölbes an Stangen herabhängen. An diesen Ringen wurde das geschlachtete Vieh zum Wiegen aufgezogen.

Das wertwegen Schwälblein flatterte auf denselben Ring los, von dem bereits die beobachtende Mama ihre lange Schleppe herunterhängen ließ. In seinem Pfadfinder-Instinct erkannte es die Liebreiche nicht. Es wagte nicht, sich zu dem großen, gefährdrohenden Objekt auf den Ring zu setzen, sondern klammerte sich mit den dünnen Krällchen an die vertikale Stange an — — und wußte sich dort wieder nicht zu helfen!

Aber die Mutter machte ihrem Sprößling Platz, indem sie auf den anderen Ring flog. Die Kleine schlug da oben an der Stange noch ein Weilchen zappelnd mit den Flügelchen, verstimmt, wie ein Nachtschmetterling. Dann unternahm sie die winzige Reise von der Stange bis zum Ring, und nach längerer Rast die schon beträchtlichere Luftfahrt vom Ring zum Bildrand zurück. Aber in ihrer kindlichen Dummheit plumpste sie statt auf den Rand auf eines ihrer Geschwister nieder, das sich kreischend und heisend gegen solch ein unbrüderliches Verfahren wehrte. Das Angreifende prallte zurück und schrappelte ratlos vor dem Bilde hin und her — im Anschluß an diesen Vorfall entspann sich unter den drei auf dem Rand zurückgebliebenen Geschwistern scharfes Gezänk und Protestieren und Schnäbelnhasen — davon wurde das Obdachlose so eingeschüchtert, daß es erschreckt kehrt machte. —

Da sah es den Goldglanz des Tages zum Tor hereinwollen —

Und im Hui war es durch die Oeffnung hinaus! Die Mutter mit warnendem Pfiff hinterdrein, seinen ersten Flug ins Ungeheurens sorglich überwachend.

Während die faulen Nesthäkchen auf dem Bild noch über den verlorenen Sohn hämische Bemerkungen tauschten, kam das wilde Geschwister mit der Mama schon zurück. Sein Flug war zuberfichtlicher, denn es trug ein winziges Käferchen im kleinen Schnabel — und deshalb wurde es auch auf dem Bildrand zugelassen, unter der Bedingung, die Beute mit den anderen zu teilen.

Nun hob es ein helles Freudengezwitscher an und erzählte, ein Nein hiphchen renommierend, was es da draußen für Riesenerfahrungen durchgemessen und was es in der Welt allerlei Wunder-schönes gesehen habe: Drunten große, glänzende grüne Flecke mit weißen und gelben und roten und blauen Tüpfchen — das waren die blumenbestreuten Wiesen — und droben eine so unermeßliche, strahlend dunkelblau angefrüchte Wand, mit vielen großen weißen Nestern daran klebend — das sollte Himmel und Wolken vorstellen. Und so berichtete es in seiner stammelnden Weise noch vom Gärtchen mit Mohn, Lilien, Nelken und Levkojen: — „Nedde, viel schöner,“ plapperte es, „wie hier die auf der dummen Tafel!“ Und von Bergen, die noch rungeliger waren, wie der alten Bäuerin Schicht — das sie alle immer so entsetzlich angelehrt hatte — die also wohl auch älter sein mußten, als diese. Und ein noch viel mächtigeres Feuer hatte es gesehen, als man vom Nest aus auf dem Herd in der rauchschwarzen Kuchel aufflammen sah, aber viel stiller wie jenes. Und in der Glut dieser fetten Flamme schmorten Tausende der ledersten Mücken und Flügelmücken, die einem geradezu gebraten in den Schnäbeln flogen!

Die anderen begleiteten den Bericht von solch einem Schla-raffenland mit schnatternden Ausrufen der Verwunderung und Begierde. Infolge ihrer guten Erziehung und der von dieser bedingten Keimlichkeitsliebe hatten sie sehr bald über das Bild weg einen senkrechten weißen Strich gezogen — wie ein Pinselstrich, der das ungenügende Werk vernichten soll. Was war ihnen jetzt noch das Bild! Ihnen gehörte ja das unendliche Mückenreich mit all seinen farbigen und lederen Provinzen!

Und sie schwappelten zum Tor hin, hoffnungsgeschwellt, eine Entdeckerflotte. —

Da flatterten sie plötzlich scheu zurück. Denn an der Innenseite des Tores stand eine Art langer, schwarzer Kiste, mit einem gemalten weißen Kreuz darauf und einigen schlichten Kränzen. Man mußte sie dorthin gebracht haben, während die Kleinen, zuerst von der Altade und dann vom Bericht ihres kühnen Bruderleins ganz und gar in Anspruch genommen waren. Daher hatten sie nichts gemerkt.

Zwei Männer in verschliffenen schwarzen Bratenröden bemühten sich, die Kiste durch die Lorröffnung zu schieben. In der schwarzen Kiste lag nämlich die alte Bäuerin, die jetzt ihren letzten Ausgang machen sollte.

Einer der Männer, denen das Herausbugieren des Sarges nicht gelungen war, ging in die Küche, einen Hammer und ein Stemmeisen zu holen. Die Schwälblein waren in größter Verwirrung auf ihr Bild zurückgeflattert.

Aber eins, das Freche, das als erstes den Ausflug gewagt hatte, sann auf neue Taten. Nachdem die Mutter auf die besremdliche Kiste argwöhnisch niedergestochen war und sich von deren Ungefährlichkeit überzeugt hatte, setzte es sich nach kurzer Rundreise über den Garten mit Erlaubnis der Mama auf den Sarg nieder. Es suchte neugierig an den Kränzen. Infolge dessen fiel ihm das Würmchen, das es soeben draussen erbeutet hatte, aus dem vorwichtigen Schnäbeln auf den Sargedel nieder. Das Würmchen kroch schnell in die Ritze des Deckels. —

Weißbrauch durchquoll süßlich die Halle. Das Freche flog hinaus, denn aus der Stube schreuten es laute Stimmen.

Da drinnen in dem braungetäfelten Gemach zankten sich die vier Kinder der Toten. Zwei stämmige wetterzerborstene Söhne, der eine dreißig, der andere fast vierzig Jahre alt, und zwei alte Jungfern, von denen nicht leicht festzustellen war, welche wohl die Belagtere sei. Denn beide waren gleich hager, gleich bornübergebengt, blickten gleich mürrisch und mißtrauisch aus ihren stumpfen, umrunzelten Augen.

Diese vier zankten sich an der offenen Lade der Toten. Denn die älteste Schwester hatte das schwarzseidene Brautkleid der Mutter zum Begräbnisgang haben wollen. Der älteste Sohn aber hatte es ihr verweigert. Er schrie: wenn sie es einmal anhatte, behielte sie es ganz — soweit ferne er sie schon. Daraus würde aber nichts! Und er offenbarte ihr und den übrigen Geschwistern seine Absicht: in einem halben Jahr seinen Schatz, die Annerl, heimzuführen aus Bäuerin. Die hatte er nicht heiraten dürfen, solange die Mutter lebte. Denn weil das Madl arm war, tat die Alte herrischen Einspruch. Und seinem Annerl hätt' er schon längst versprochen, daß sie einmal in dem schwarzseidenen Brautkleid der Mutter vor den Altar treten solle.

„Also eine junge Frau wird zum Winter in das alte Gemäuer einziehn, mit Lebenswärme und Glückslächeln!“

So paukte die alte Standuhr, die gelauicht hatte, mit ihrem tiefen dröhnenden Bax. Sie war allen menschlichen Wandels kundig, denn sie hatte schon so manchem seine Glücks- oder Unglücksstunde angeschlagen.

„Dann wird wohl auch zum Herbst übers Jahr die alte, buntbemalte Wiege hervorgekramt werden müssen, droben auf dem Boden — brummt sie verzitternden Tones in sich hinein. Und noch ein Jahr weiter — dann langt ein Patschhändchen nach den jungen Schwälben, die trotz Würmerbiß und Hinfierben von Käzen, Kirchtürmen, Bäuerin, Eichbäumen und uralten Adelsgeschlechtern doch immer wieder ausfliegen in immer neue, trunkene Sommer hinaus!“

Der Monolog der Uhr hatte den Janf der Erben **beendigt**. Denn ihr Schlaf erinnerte daran, daß es höchste Zeit war für den Gang zum Friedhof.

Jetzt schlug auch der eine Sargträger mit dem Hammer den verrosteten Niegel des Lorrflügels herunter, der seit Jahren nicht mehr geöffnet worden war. Der andere stemmte sich von außen gegen die eingeklemmte Platte — der Flügel flog nach innen auf und riß da. Schwälbennest mitten durch, glatt von der Wand weg. Feiner Staub rieselte auf den Sarg, den sie jetzt aus hoben und hinausstrugen.

Draußen wartete der Leidentragen nebst zahlreichen dunkel gekleideten Bauern und Bäuerinnen. Der Zug setzte sich in Bewegung, mit Hochwürden und dem Ministranten an der Spitze.

Im weißgetünchten, oben ausgebrochenen Kirchturm wiegte sich bedächtig die Glocke. Sie sandte tiefen Schalles der Allen den Abschiedsgruß.

Wo nun das Zell frei war — da hielten die drei noch sekhafte Schwälbchen es nicht mehr länger aus. Dicht hinter dem Sarge her stoben und schossen sie mit Jubelzwittern in den blau und grün glänzenden Sommertag.

„Ah! So sah also die Welt aus? Wie prachtvoll!“

„Nun, was sagst Du —?“ jaultzte die glückliche Schwälben-

mutter ihrem noch etwas unbehilflichen Allerleinsten zu, das sie nicht aus den Augen ließ.

„Was sagst Du zur Welt?“ wiederholte sie mit schrillem Zauber.

Und das Allerleinsten, als braves Kind, sagte zierend:
„Dank schön!“

Welche Bäume bevorzugt der Blitz?

Bezüglich der Blitzgefahr im Walde gilt die alte Bauernregel:

Vor den Eichen sollst du weichen,
Vor den Fichten sollst du flüchten,
Doch die Buchen sollst du suchen.

Darin ist eine alte Beobachtung niedergelegt, daß nämlich die Buchen am seltensten vom Blitze getroffen werden. Ist nun diese Erscheinung, die Wichtigkeit der Beobachtung vorausgesetzt, wissenschaftlich zu erklären? Diese Frage haben sich verschiedene Forscher gestellt, sie haben dann die verschiedenartigsten Versuche unternommen, um festzustellen, welche Bäume am häufigsten vom Blitze getroffen werden und aus welchem Grunde dies geschieht.

In einem Falle wurden gleich große Stücke lebenden Holzes verschiedener Baumarten den Funken einer Influenzmaschine ausgesetzt, so daß die Funken das Holz in der Längsrichtung des Stammes entsprechend durchschlagen mußten. Dabei zeigte sich, daß Eichenholz schon nach 1—3 Umdrehungen, Pappel- und Weidenholz nach 5 Umdrehungen, Buchenholz aber erst nach 15—20 Umdrehungen der Maschine durchschlagen wurde. Das Buchenholz setzte also dem elektrischen Funken einen viel größeren Widerstand entgegen als das Eichenholz. Damit überein stimmt also die Beobachtung, daß die Eichen viel leichter vom Blitzschlag getroffen werden als die Buchen. Splintholz und Kernholz zeigten jedesmal gleiche Widerstandskraft. Als Ursache des ungleichen Widerstandes bei den verschiedenen Bäumen wurde der unterschiedliche Fettgehalt der Holzarten ermittelt. An Fett arme Bäume, die dafür um so mehr Stärke enthalten und darum Stärliebäume genannt werden, — hierher zählen außer Eiche, Pappel und Weide noch Ahorn, Esche und Ulme — werden von den elektrischen Funken schneller durchschlagen als die Fettbäume, zu denen neben der Buche noch Birke, Linde und Balmweide zu rechnen sind. Die Kiefer, die im Sommer Stärliebbaum, im Winter aber Fettbaum ist, wird im Sommer leicht vom Blitze getroffen; bei Versuchen setzte das Holz im Winter den elektrischen Funken mehr Widerstand entgegen als im Sommer. Nahm man den Versuchshölzern der Fettbäume das Fett, so wurden sie ebenso leicht durchschlagen als die Hölzer der Stärliebäume. Der Fettgehalt zeigt sich also als ein gewisses Schutzmittel der Bäume gegen den Blitzschlag. Durch totes Holz dringt der Funke schneller hindurch, als durch lebendes. Laub und Rinde erweisen sich als schlechte Leiter.

Bei anderen Untersuchungen konnte festgestellt werden, daß die Kammbiumschicht des Holzes — das ist jene zwischen Holz und Rinde liegende Schicht, von der aus das Dickenwachstum der Bäume erfolgt — die am besten leitende Schicht des Stammes ist.

Wieder ein anderer Forscher fand, daß der Beschaffenheit der Blätter auch ein Einfluß auf die Blitzgefahr zuzusprechen sei. Bei sonst gleichen Verhältnissen sind Pflanzen mit behaarten Blättern der Blitzgefahr weniger ausgesetzt. So soll die Rothbuche den Blitz deshalb weniger anziehen als die Eiche, weil durch die Haare der Buchenblätter eine stete Elektrizitätsausströmung aus dem Buchenstamme stattfindet, eine Ansammlung von Elektrizität also vermieden wird. Wird nämlich erst ein Buchenblatt auf einen geladenen Konduktor gebracht und dann ein Eichenblatt, so zeigt sich, daß beim Eichenblatt der Konduktor viel schneller entladen wird, als beim Buchenblatt; das gleiche ist der Fall, wenn statt der einzelnen Blätter ganze Zweige verwendet werden.

Noch ein anderer Forscher kam durch seine Beobachtungen und Experimente zu dem Ergebnis, daß die Pappeln, die Eichen und die Nadelhölzer am meisten vom Blitze getroffen werden. Daß bestimmte Baumarten ganz und gar verschont werden, kann nicht behauptet werden. Die in einer Gegend am meisten vom Blitze getroffene Baumart ist stets jene, die die größte Höhe erreicht und die viel an freier Stelle wächst. Die Faktoren, die den Blitz in den Baum leiten, sucht dieser Forscher nicht in den anatomischen Eigenschaften oder in der chemischen Beschaffenheit des Holzes, nicht in der elektrischen Leitungsfähigkeit, auch nicht in der Natur des Erdbodens oder in dem Vorhandensein einer nachbarlichen Wasserfläche. Bei einer Gruppe von Bäumen schlägt der Blitz mit Vorliebe in den höchsten Baum. In Bäume, die in engen Gruppen stehen, schlägt der Blitz seltener als in jene, die einzeln in einsörmiger Ebene stehen. Nicht immer hinterläßt der Blitz sichtbare Spuren, was besonders bei glatten Stämmen der Fall sein mag; darum ist es nicht ausgeschlossen, daß manche Blitzschläge sich der Beobachtung entziehen. Blitzschläge an der glatten Buche also weniger oft gezählt werden als an der rauhen Esche.

Ziehen wir aus diesen Forschungen die Kuganwendung, daß nieberes Gebüsch im Walde bei Gewitter ein weniger gefährlicher Aufenthaltort ist als der Platz unter hohen oder gar alleinstehenden Bäumen.

Bei Wintergewittern gibt es nur selten Blitzschläge in Bäume.

Kleines feuilleton.

Verkehrswesen.

Von den deutschen Eisenbahnen. Vor mehr als zwei Menschenaltern, im Jahre 1835, haben die Eisenbahnen, nach Ueberwindung der ersten technischen Schwierigkeiten, ihren Anfang als werbende Privatunternehmungen gefunden; lange genug hat sich die behördliche Verwaltung dem neuen Verkehrsmittel mißtrauisch und zurückhaltend gegenübergestellt. Jetzt ist fast ein Menschenalter vergangen, daß das deutsche Eisenbahnnetz zum größten Teil in den Besitz des Staates übergegangen ist, und nächst Steuern, Zöllen und Post die größte Einnahmequelle des Staates bildet. Ueberblicken wir die Entwicklung der Eisenbahnen in dieser Zeit, seit 1830, so finden wir, daß im Deutschen Reich die Länge der vollspurigen Staats- und Privatbahnen von 33 645 auf rund 59 000 Kilometer im Jahre 1910 gewachsen ist. Das Anlagekapital der vollspurigen Eisenbahnen hat sich in diesen 80 Jahren fast verdoppelt: den 8,88 Milliarden Mark vom Jahre 1880 standen 1910 etwas über 17 1/2 Milliarden gegenüber, und die Steigerung der Arbeiterzahl war im Verhältnis noch größer; noch 1880 beschäftigten die vollspurigen Bahnen 155 343 Eisenbahnarbeiter, 1910 aber war diese Zahl bereits auf ein Heer von 418 588 Mann angewachsen. Die Zahl der Beamten beträgt 281 788 gegen 129 216 im Jahre 1880. Die Zahl der Lokomotiven auf den vollspurigen Eisenbahnen ist während dieser Zeit von 10 869 auf 27 157 gestiegen, die Zahl der Personenzüge von 19 929 auf 57 644, hat sich also beinahe verdreifacht.

Weit erheblicher ist die Steigerung des Verkehrs in den letzten dreißig Jahren gewesen. Den 215 Millionen Personen, die im Jahre 1880 befördert worden waren, standen im Jahre 1910 1541 2/10 Millionen, d. h. mehr als das Siebenfache gegenüber, und auch der Güterverkehr hat sich auf das 8 1/2fache, von 165 2/10 auf 575 2/10 Mill. Tonnen gehoben. Die Einnahmen für Eilzüge betrafen sich im Jahre 1880 auf 16 Millionen, stiegen im Jahre 1900 auf 43 1/2 Millionen und waren weitere zehn Jahre später auf fast 80 Millionen angewachsen. Besonders interessant aber ist die Entwicklung der Einnahmen beim Personenverkehr in den verschiedenen Wagenklassen. Während sich die der 1. Klasse noch nicht ganz verdoppelt haben, 1880 13,6 Millionen, 1910 25,1 Millionen, und die der 2. Klasse nur etwas mehr als eine Verdoppelung zeigen, 69 und 146 Millionen, haben sich die Einnahmen der 3. Klasse mehr als verdreifacht, sie stiegen von 109 auf 350 Millionen. Die 4. Klasse aber hat sich mehr als verzehnfacht, sie wuchs von nur 29 auf nicht weniger als 299 2/10 Millionen; die Gesamteinnahmen des Personenverkehrs sind demnach von 222 auf 820,9 Millionen Mark gestiegen! Wir entnehmen diese Zahlen dem neuen Jahrgange von Erich Simons Statistischem Taschenbuch, das auch interessante Angaben über die Unfälle auf den Eisenbahnen bietet. Hier überrascht die verhältnismäßige Ständigkeit der Zahlen. 1880 kamen 3504 Unfälle vor, 1910 3435. Einmal, 1895, ist die Zahl der Unfälle auf 2965 gefallen, im Jahre 1907 auf 4603 gestiegen. Freilich in der Schwere der Unfälle, in der Zahl der getöteten Personen ist der Unterschied größer, den 454 getöteten Personen vom Jahre 1880 stehen 1910 938 gegenüber; das Unglücksjahr 1907 wies sogar 1274 auf, und auch die Jahre 1905, 1908 und 1909 forderten mehr als 1000 Opfer. Immer aber waren mehr als die Hälfte der verunglückten Personen Beamte der Eisenbahn.

Medizinisches.

Verdauungsstörungen während der heißen Jahreszeit. Die große Hitze des Sommers ist vielen Menschen darum so unbehaglich, weil sie bei ihnen Magen- oder Darmstörungen hervorruft, Magen- und Darmkatarrhe mit abnormen Gärungsvorgängen und Fermentationen, Erscheinungen von akuter Selbstvergiftung, die durch bakterielle und organische Gifte zustande kommen. Dauert die Hitze länger an, dann entstehen ruhrartige und Leberkrankheiten, ähnlich wie in den Ländern der heißen Zone. Das Unheimliche an diesen Verdauungsstörungen ist ihr plötzliches, unerwartetes Auftreten. Eine Person, die den ganzen Tag ihrer Arbeit nachgegangen ist, ohne in bezug auf Speisen oder Getränke über die Stränge zu haugen, wird plötzlich von Schüttelfrost ergriffen, es kommt zu sehr starker Schweißabsonderung, heftigem Kopfschmerz, Schwindel und Kurzatmigkeit. Der Leib ist leicht aufgetrieben, wenig schmerzhaft, er macht sich durch Knurren bemerkbar. Die Zunge ist sandig, die Darmentleerungen sind dünn und wässrig. Manchmal geht dieser Zustand rasch vorüber, in anderen Fällen steigt die Temperatur bis auf 40 Grad, im übrigen sind die Allgemeinsymptome nicht derart, daß sie der hohen Temperatur entsprechen. Beim Nachforschen nach der Ursache dieser oft alarmierenden Erscheinungen wird man bald finden, daß ein Diätfehler vorangegangen ist, oder daß nicht mehr ganz frische Nahrungsmittel genossen wurden. Der Herd der Vergiftung sitzt im Darm und es handelt sich um eine Infektion durch Bakterien. Daraus ergibt sich auch die einzuschlagende Behandlung: eine gründliche Reinigung und Desinfektion des Darmkanals. Der böartige Charakter, den viele harmlose Bakterien unter dem Einflusse der Gärungen annehmen haben, verschwindet alsdann sehr bald wieder und die Patienten gehen rasch ihrer Gewohnung entgegen.